

[Nachdruck verboten.]

22]

Ita Haine.

Novelle von S. Zuckewitsch.

„Neben Sie mir nicht davon, Ita,“ entgegnete Manja, „Ich bin kein kleines Mädchen und mit einem Stück Kuchen läßt sich bei mir nichts machen. Wenn man so viel Schmutz geschluckt hat, daß er in der Kehle stecken bleibt, was kann da noch ein Tropfen reinen Wassers nützen? Auch er wird schmutzig, deshalb lassen Sie mich lieber so wie ich bin. Soll man rufen — aber wen? Wer hört uns? Wer hilft uns? Schreiben Sie mal die Geschichte mit Ihrem Kind in die Welt hinaus. Ja, wenn ich es früher gewußt hätte, läge ich vielleicht nicht hier, aber jetzt ist's zu spät, sich darüber zu grämen. Wissen Sie,“ sagte sie plötzlich unvermittelt, „Zascha hat sich eine neue genommen.“

„Es kann nicht sein!“ fiel Ita empört ein. „Der Schurkel Der niederträchtige Mensch!“

„Warum niederträchtig? Sagen Sie einfach: Mensch und das genügt. Glauben Sie, ich bin eifersüchtig? Da irren Sie sich. Ich bin ja nicht gleich zu Mindel gegangen. Als ich Sie damals gesprochen hatte, sagte ich mir: du solltest nicht hingehen. Und ich bin auch nicht gegangen. Ich habe mit geschämt nach unserem Gespräch. Ich machte solche Pläne, gab mich solchen Träumen hin. Was ich nicht alles angestellt habe, um meinen Zustand zu verbergen, Sie würden sich wundern.“

„Warum sind Sie nicht Ihrem Zascha fortgelaufen?“

„Und warum sind Sie Ihrem Michel nicht fortgelaufen? Ja, es machte sich einfach nicht. Solche Gedanken kamen mir wohl, aber ein Vogel in seinem Käfig hat sie auch. Man denkt hin und denkt her, aber wenn der Abend kommt, zieht man sich schnell an, daß man seine Fäuste nicht spürt. Aber als man schon zu deutlich sah, daß ich schwanger war und man es auf keine Weise mehr verbergen konnte, bereitete er mir zwei Tage lang ein solches Leben, daß ich es nicht länger ertrug und zu Mindel ging. Ich hätte mich vielleicht erhängt,“ sagte sie in Gedanken, „ja erhängt, aber ich hatte doch eine Hoffnung. Ich dachte immer, vielleicht kommt noch eine Schwangerschaft und ich rette das Kind. Ich wollte doch so gern Mutter werden, so gern!“

Ita erinnerte sich ihrer Gefühle während der Schwangerschaft und nickte zustimmend.

„Man ist wie berauscht von diesen Gefühlen,“ sagte sie, „ich kenne es. Man denkt nur an das Kind, sonst nichts.“

Manja schloß die Augen vor Schmerz und stöhnte leise. Ita saß niedergeschlagen und schweigend daneben und blickte ihr leidend in die Augen. Im Saal war es schon ruhiger geworden, alle Frauen lagen auf ihren Betten und er hatte wieder sein gewöhnliches, langweiliges, offizielles Aussehen. Neben zwei Betten standen Krankenpflegerinnen und gossen Wasser in die an der Wand hängenden Kannen. Instinktiv fühlte Ita, daß sie nun gehen müsse und begann sich fertig zu machen. Manja stöhnte jetzt ganz laut, ihre Lippen waren noch röter, die Augen schienen noch tiefer zu liegen.

„Ich besuche Sie nochmal, Liebe,“ flüsterte Ita raslos, erschreckt durch dies Stöhnen.

Statt aller Antwort schrie Manja laut auf. Ita sprang entsetzt auf. Die Krankenpflegerin kam hinzugelassen, und Ita schritt gesenkten Kopfes rasch dem Ausgang zu, um Unannehmlichkeiten zu entgehen. Sie ging mit schwerem Herzen, berirrte sich wieder im Hof und glaubte jetzt beim Anblick der düstern, unfreundlichen Säuler, daß man aus ihnen lebend nicht mehr herauskommen könne. Wie große Schlangen dehnten sich die Bauten nach allen Seiten hin, ihre vom seitwärts einfallenden Licht bläulichen Fensterscheiben blickten sie wie zahllose Augen drohend an, als sie an ihnen vorbeiging.

Manja ist verloren, zuckte es in ihr auf, und bei dem Gedanken, daß auch ihr Kind hinter diesen Mauern sei, seufzte sie schwer.

Zufällig fand sie das Tor und schritt auf den Ausgang zu. Als sie auf die Straße trat, sah sie mit einem Male Michel, der sie scheinbar erwartet hatte. Als er sie seinerseits gewahrt wurde, ging er rasch auf sie zu und begann ohne

weiteres zu schimpfen: eine ganze Stunde warte er schon auf sie, und er wurde noch wütender, als sie sagte, sie hätte es doch nicht gewußt.

„Immer mußt Du daran denken, daß ich auf Dich warte, wenn Du mir so wenig gibst, Du schmutziges Luder, Du!“

Ita dachte nicht einmal daran, ihm Vorwürfe zu machen, weil er nicht nach dem Kind fragte. Und nur um seinen Zorn, der ihr den Gang der Gedanken störte, abzulenken, sagte sie mit gefünstelter Ruhe:

„Weißt Du noch, Michel, die Manja? Sie liegt hier im Sterben. Eben war ich bei ihr.“

Michel wurde still und pfiif.

„Ja, ja, ich habe schon so was gehört,“ murmelte er, „aber Zascha weiß gar nicht, daß es so gefährlich ist.“

„Deshalb hat er sich wahrscheinlich auch so beeilt, eine andere zu finden. Der Schuft. Saubere Freunde hast Du, Michel, das muß man sagen.“

„Na, na, das geht Dich nichts an. Was braucht er eine Kranke, zum Teufel?“

Mit tiefem Haß sah Ita das sorglose Gesicht Michels an, und den aufsteigenden Zorn noch einmal zurückdrängend, holte sie die letzten fünfzig Kopeken hervor, gab sie ihm und seufzte erleichtert auf, als er sie verließ und sie sich nun eilig nach Hause begeben konnte.

Itas Kind starb am Abend des nächsten Tages und wurde zusammen mit anderen am gleichen Tage Bestorbenen bis zum nächsten Morgen in die Totenkammer geschafft. Dort lag schon Manja, die einige Stunden früher den letzten Zug getan hatte. Sie starb, ohne sich mit dem Leben ausgesöhnt zu haben, und ihr Gesicht trug den Ausdruck jenes Abscheus, von dem sie in ihren letzten Stunden erfüllt war. Am Totenbett dieses unglücklichen Weibes war niemand, der ihr nahegestanden hätte, und ihre besten Gedanken, die sie so gern hätte aussprechen mögen, nahm sie nun mit ins Grab. An der Stelle des lebendigen, von Leidenschaften bewegten Menschen gähnte jetzt eine Leere, die darauf wartete, von einem neuen Opfer ausgefüllt zu werden.

An demselben Abend ging Esther, nach einem kurzen Sprung in ihre Wohnung, zu Ita, um sie vom Tode ihres Kindes zu benachrichtigen. Esther war in einer nicht unangenehmen Aufregung angesichts der vielen Sorgen und des bevorstehenden Wechsels, denn all das war wohl lästig, aber stellte auch einen schönen Extraverdienst in Aussicht. Was sie noch von Ita zu bekommen hatte, darüber war sie sich nicht ganz klar, aber sie wußte, daß sie von ihr bereits viel erhalten hatte, und so versprach sie sich neben den Aussichten auf neue Einnahmen und Geschenke, die ein neues Kind stets mit sich brachte, etwas recht Angenehmes und Erwünschtes. Sie nahm fröhlich einen kleinen Imbiß ein und schwatzte noch eine Weile mit den Nachbarinnen, vor denen sie absichtlich ein trauriges Gesicht aufsetzte. Das erhöhte ihr eigenes Wohlbefinden. Dann befahl sie dem ältesten Jungen, den Vater nicht eher zu Bett gehen zu lassen, als bis sie zurück sei, und ging endlich zu Ita. Auf der Straße war ihr, als ob sie schwimme und nicht gehe, so leicht war es ihr zumute; und als sie zu Ita kam, war sie bis an die Zähne gewappnet, um möglichst viel herauszuschlagen. Sie trat nicht direkt in die Küche ein, sondern klopfte zuerst ans Fenster. Das Ziel dieses Manövers war ihr selber nicht klar, sie handelte wie unter einer Eingebung. Als sie von der Köchin in die Küche hereingelassen wurde, setzte sie sich nicht auf den Stuhl, sondern fiel auf ihn nieder, als ob sie unter der Last eines schrecklichen Schmerzes zusammenbreche und blieb mit gesenktem Kopf, ganz vornüber gebeugt, mit schlaff herabhängenden, fast bis zum Boden reichenden Armen sitzen. Beim Anblick dieser sonderbaren Haltung begriff die Köchin sofort, um was es sich handelte und schloß aus Mitleid mit Ita die Tür, damit die Stimmen nicht an ihr Ohr dringen sollten. Dann trat sie an Esther heran, legte die Hand auf ihre Schulter und fragte leise:

„Tot? Machen Sie's kurz.“

Und sich mit den Augen förmlich an Esther festsaugend, schob sie ihr Kopftuch, das ihre Ohren verdeckte, etwas zurück, um sich ja nichts von ihrer Antwort entgehen zu lassen.

„Eben gestorben,“ flüsterte Esther, Ihre Stellung wechselnd. „Aber mir fehlt der Mut, es der armen Ita mitzuteilen. Nehmen Sie es auf sich. Bereiten Sie sie darauf vor. Ich kann nicht. Ich bin so erschöpft vom Tod und von den letzten Stunden dieses unglücklichen Kindes, daß ich ihren Schmerz nicht mehr ertragen werde. Ach, hundertmal glücklich sind Sie, daß Sie bei seinem Tode nicht dabei waren. Wie ein Großer hat er Abschied von mir genommen. Ich sehe ihn noch vor mir. Wahrhaftig, seine eigene Mutter blüht man nicht so an, wie er mich angesehen hat. Bitte, gehen Sie zu ihr, sagen Sie's ihr.“

„Nein, Esther, das kann ich nicht auf mich nehmen, rechnen Sie nicht auf mich. Ich würde mir nie eine solche Grausamkeit vergehen können. Eine gute Nachricht zu überbringen ist angenehm. Sie sind einmal in der Sache drin, Esther, führen Sie sie zu Ende. Ihnen kann man's vergehen. Sie haben keine Schuld daran und haben auch für das Kind mehr getan als sonst ein Mensch kann.“

Esther hob die Augen gen Himmel, als ob sie ihn zum Zeugen ihrer Güte anrufe und sagte entschlossen:

„Rufen Sie sie, an meinem Aussehen wird sie es schon erraten. Was für ein Unglück, mein Gott, was für ein Unglück.“

Noch eine ganze Weile stritten sie darüber, wer hingehen solle, aber schließlich hatte Esther der Komödie genug und erhob sich, um Ita zu rufen.

„Nein, lieber gehe ich,“ entschloß sich da die Köchin. „Sie kann ja das Kind zu Tode erschrecken. Gehen Sie in die Loreinfahrt und warten Sie. Ich will sie schicken.“

Esther nickte zustimmend und ging. Aber kaum war sie angelangt, als sie Ita sah, die auf sie zulief.

„Was ist geschehen, Esther?“ rief sie mit veränderter Stimme. „Was, was ist...? Ach, sagen Sie noch nichts.“

Sie hielt sich mit beiden Händen die Ohren zu und, nicht imstande, ihre Erregung zu bemeistern, schrie sie durchdringend auf. Esther erhob sich gemessen von der Bank, auf der sie saß, umfaßte sie mit beiden Armen und sagte freundlich, aber ernst:

„Nun, Ita, es ist nicht so schlimm, Sie sind nicht die erste, nicht die letzte. Sie bekommen noch Kinder. Dem lieben Kinde geht es jetzt besser als uns. Glauben Sie mir, viel besser. Ita, was tun Sie? Ita! Gott sieh' Ihnen bei, Unglückliche.“

(Schluß folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Auf der Havel.

Von E. Kind.

Tagsüber hatte die Sonne gefargt mit ihren vergoldenden Strahlen. Wie eine tolle Schöne, die sich durch Abwesenheit begehrt machen will, hatte sie einen Schleier grauer Wolken über ihr Antlitz gezogen. Nun gegen Abend kühlte sie für wenige kurze Minuten die aus Dunst gewobene Hülle und goß, eine riesige, rot-lodernde Kugel, den letzten Schimmer ihrer verglühenden Pracht über die leichtgeträufelten Fluten, die wie flüssiges Kupfer aufsprühten. Die Stämme der Kiefern am Ufer leuchteten auf in tiefem Rostbraun, und über die roten Ziegeldächer der kleinen Häuser des Dorfes brühen zittert die feurige Lohe dahin, ein letzter, flammender Scheidegruß.

Mit gleichmäßigem Stampfen zieht der Dampfer seine Straße, und das Gedröhn seiner arbeitenden Maschine scheucht unzählige Wasservögel auf, die friedlich umherschweben, ihr lebendiges Futter in der Tiefe zu suchen. In dichten Schwärmen steigen sie auf beim Rufen des riesigen Ungetüms, das ihre Mahlzeit stört, schweben mit raschen Flügelschlägen über das hohe Schilf dahin, dessen reife, schwarzbraune Ähren leicht im Winde schwanken, und lassen sich erst wieder herab auf ihr wohlvertrautes Element, wenn der Störenfried vorüber ist, oder bergen sich in den von dichtem Nächst beschützten Nestern. Ueber den Wiesen, die sich hinter dem Schilf weit ins Land hinein erstrecken, flattern milchige Nebelschwaden, kraus und bewegt sich zu Gestalten ballend.

Neu heraufziehende Wolkenmassen verjagen die kurze Helle der Dämmerung, die glucksenden Fluten werden tintig schwarz und die fernen, dichtbewaldeten Ufer umfrängen den Rand des Horizonts wie eine breite, vielverschlungene Borte.

Auf dem Deck des Vergnügungsdampfers, der nach einer Tagesfahrt heimwärts steuert, ist es still geworden. Die Kinder, die den ganzen Tag lustig gelacht und gesungen haben, schliefen sich müde und fröstelnd an die Seite der Mütter. Bald werden auch den Frauen die Lider schwer, die vom vielen Umschauen müden Augen wollen Ruhe haben, und sie ziehen die warme Kajüte im Schiffs-

rumpf dem Aufenthalt auf Deck vor. Selbst manche Vertreter des stärkeren Geschlechts begeben sich verstohlen in die Nähe der wärmenden Maschine, um dort ein wenig zu nicken, und nur ein kleines Häuflein Unentwegter harret bis zum Schluß der Fahrt auf dem Deck aus, ohne sich vom Wind und vorübergehenden Regenschüben vertreiben zu lassen. Ein paar besonders Vorsichtige haben sich fest in ihre gegen Unbill des Wetters schützenden Lodenpelerinen gewickelt, die Kapuze über den Kopf gezogen und schauen so bald auf die wogende Wasserfläche, bald auf die fernen Ufer, von denen auf weite Strecken hin kein Lichtschein herüberstrahlt.

Ab und zu verengt sich das weite Seebett zwischen sumpfigen Wiesen oder künstlich geschaffenen Dämmen zu einer engen Fahrstraße und wenn gerade auf dieser Stelle des Wasserwegs, der zum Ausweichen wenig Raum läßt, die zwei weißen, übereinanderstehenden Signallaternen eines Schlepptuges sichtbar werden, sendet der Dampfer seine unheimlichen, langgezogenen Warnungsschrei zu dem Kameraden hinüber. Ein kurzes Lauschen auf Antwort. Wird sie „rechts fahren“ oder „links fahren“ bedeuten, oder zieht der andere gar ruhig seine Straße, ohne das Signal des Passagierdampfers zu erwidern? Kommt keine Antwort, so steuert der Kapitän sein Fahrzeug mit fester Hand an dem Schlepptug vorbei, kann aber nicht unterlassen, seinem Vorgesetzten über das ausgebliebene Signal des anderen in kräftigem Seemannsdeutsch Luft zu machen. Da fliegen hagel dicht wenig schmeichelhafte Apostrophierungen hinüber und herüber, und in die erregten Stimmen der Männer hinein bellt ein kleiner, schwarzer Wolfspitz von einer der geschleppten Zillen her seine Ansicht über die Daseinsberechtigung von Vergnügungsdampfern, und sein zorniges Gelläuf wird vom Schreien eines Kindes begleitet, das der Lärm aus dem Schlafe geweckt hat.

Langsam gleitet der Schlepptug vorüber und dann wird es wieder still wie zuvor, nur das Stöhnen der Maschine klingt aus dem Schiffsrumpf herauf, und die kurzen Kommandos erschallen, die der Kapitän mit rauher Stimme durchs Sprachrohr in den Maschinenraum hinschendet. In der dichten Finsternis muß er scharf auf den Weg achten, und unausgesetzt handhaben seine nervigen Arme das Steuer.

Boote flühen vorbei, lautlos, spulhaft. Elegante, kleine vom Motor getriebene Schifflein gleiten flink am riesigen Bauch des Dampfers vorüber. Sie wie ihre bescheidenen Kameraden, die leichten Ruderboote, entbehren gewöhnlich das warnende Licht am Bugspit, dem geplagten Kapitän des Dampfers zum erneuten Verrger, denn in der Dunkelheit kann er die kleinen Fahrzeuge kaum unterscheiden, deren Insassen, wenn er sie überrennt, dem sicheren Tode geweiht sind.

Stundenlang stampft das Schiff durch die Nacht dahin. Matt schimmern wenige Sterne vom bewölkten Himmel. Die schmalen Durchlässe sind passiert und mit „Vollbampf voraus“ geht es auf weiter, wogender Wasserfläche schnell und sicher heimwärts. Näher und näher scheinen die Ufer zu kommen, und zwei helle Warnungslichter blinken zwischen Baummassen auf: Am Eingang eines schmalen Zufahrtskanals, der ohne diese Leuchtensignale in dunkler Nacht schwer zu finden wäre, sind sie errichtet. Geschickt wendet der Dampfer in die enge Fahrstraße ein. Mit dumpfem Grollen poltern die von seiner Schraube erzeugten Wellen gegen die Uferböschung, rollen zurück und gleiten hinter dem Fahrzeug her, das sich mählich dem breiten Hafen nähert.

Überall blinken Lichter auf. Aus den Häusern am Ufer schimmern sie durch die geschlossenen Vorhänge der Fenster mit mildem Glanz, wie eine traute Verheißung, von hohen Brüdern Pfeilern glühen sie mit roten und grünen Augen herab, und in jeder Stala der Stärke leuchten sie von all den schwimmenden Wohnungen ringsum, vom Deck der schwarz und weiß und rot und gelb gestrichenen riesigen Schlepptdampfer, aus den winzigen Fenstern der Zillen, hinter deren schweren Eisengittern sich ab und zu ein schlummerndes Kinderköpfchen im hochgebauchten Federbett mit rotgewürfeltem Bezug erspähen läßt.

So langgezogen und ununterbrochen auch der Dampfer den warnenden Schrei seiner Sirene ertönen läßt, daß ihr durchdringender Ton die Stille der Nacht zerschneidet — hier im sicheren Hafen hat der unheimliche Schrei nicht mehr die alte Kraft, die ein Frösteln über den Rücken jagt und die Nerven schüttelt, hier umgibt nicht mehr die dunkle, weite, einsame Wasserfläche das Schiff, hier sind Menschen, hier ist Licht, vor dem die Gespenster der Finsternis zerflattern in kraftlose Schemen. Und den müde Heimkehrenden winkt das nahe Heim, dessen fester, sicherer Boden ihnen ein Gefühl wohligen Geborgenheits einflößt, nach der Heinen Reise auf schwankem Fahrzeuge.

81. Versammlung deutscher Naturforscher und Herzte.

Der Mittwochvormittag wurde ebenso wie der Dienstag lediglich mit Vorträgen in den Abteilungen ausgefüllt, während der Nachmittag der Erholung diente; die Stadt Salzburg bot den versammelten Aerzten und Naturforschern überaus anziehende volkstümliche Vorstellungen im Kaiser-Franz-Josef-Park. Aus den verschiedensten Gauen des Landes waren Bewohner in ihrer National-

fracht herbeigezogen, die in dem sonst so regensreichen Salzburg, ausnahmsweise vom schönsten Wetter begünstigt, die reizvollen Nationaltänze vorführten.

In der physikalischen Abteilung zeigte Professor Hallwachs-Dresden interessante Spektra von Alkalimetallen bei hoher Temperatur. Die bekannte gelbe Linie des Natriums hat sich so fest dem Bewußtsein eingeprägt, daß die meisten, wenn sie ein Natriumspektrum bei höherer Temperatur sehen, welches noch andere Linien aufweist, gewöhnlich glauben, diese weiteren Linien rühren nicht vom Natrium, sondern von chemischen Verunreinigungen her. Es wäre sehr instruktiv, auch die Spektren bei höheren Temperaturen mehr zu veröffentlichen. Das vorgeschriebene Natriumspektrum z. B., wobei Natrium im elektrischen Bogen verdampft, zeigte noch eine weitere hellgelbe, ferner zwei grüne und zwei blaue, sowie eine violette Linie.

In derselben Abteilung führte Dr. Lehmann-Jena sogenannte „Interferenzfarbenphotographie“ mit feinen Metallspiegeln vor. Diese von den französischen Forschern Becquerel (1848) und Lippmann (1891) technisch ausgearbeitete und von den deutschen Gelehrten Zentler (1868) und Wiener (1888) theoretisch behandelte Methode stellt die reizvollste und interessanteste Lösung des Problems der Photographie in natürlichen Farben dar. Es entstehen hier Farben von außerordentlicher Leuchtkraft, wie sie kein anderes Verfahren hervorbringt, gewissermaßen aus nichts, und das Interessanteste an der Methode besteht in der Möglichkeit, an ihr die Lehre von der Wellennatur des Lichtes nach verschiedenen Richtungen hin praktisch studieren und prüfen zu können. Bisher mußte man zur Erzeugung derartiger Interferenzfarbenphotographien eines besonderen Apparates, der Quecksilberlampe, welche an die photographische Kamera angestekt wird, wodurch das Verfahren unbequem und kostspielig wurde. Herr Lehmann hat mit Unterstützung des Zeißwerkes in Jena ein Verfahren ausgearbeitet, bei welchem an Stelle des Lippmannschen flüssigen Quecksilberspiegels ein fester Spiegel, Nidel oder Silber, verwendet wird, auf welchem die empfindliche Schicht aufgetragen wird. Diese Spiegelplatten machen die Verwendung besonderer Apparate unnötig, sondern können bei jeder beliebigen Kaffeetasse oder Kamera benutzt werden.

Herr Dr. Seitz aus Aachen führte eine neue Röntgenröhre von starker konzentrischer Wirkung vor. Innerhalb gewisser Grenzen nimmt die Intensität der Röntgenstrahlen in außerordentlich raschem Verhältnis ab, wenn die Entfernung von der Antikathode zunimmt. Um eine verhältnismäßig kleine Fläche möglichst intensiven Strahlen auszusenden, was bei chemischen, physiologischen und medizinischen Versuchen notwendig sein kann, muß daher das zu bestrahlende Objekt der Antikathode möglichst nahe sein. Am besten wird dies erreicht, wenn es in die Röhrenwand selbst eingeseht wird und zugleich als Fenster für die Strahlen dient. Bei den vorgeführten Röhren wurde auf ein in die Glaswand eingeschmolzenes Platinrohr das Antikathodenblech, platinierter Aluminium, aufgelötet. Die Strahlen, welche direkt an der Rückseite des Antikathodenblechs austraten, ergaben etwa den 200fachen Wert der Strahlendichte, die bisher erreicht werden konnte.

In der Abteilung für Hygiene sprach der Berliner Impfarzt Georg Levy über statistische Erhebungen über die Ernährungsart bei 1081 Erstimpfungen. Der Vortragende hat bei allen ihm zur ersten Impfung vorgestellten Säuglingen Erhebungen über die Ernährungsart aufgestellt. Die einzige Feststellung über die Ernährungsart der Säuglinge geschieht jetzt lediglich, wenn ein Säugling stirbt, indem auf dem Totenschein eine entsprechende Rubrik auszufüllen ist. Dadurch wird natürlich nur ein Bruchteil der Säuglinge erfasst. Den Impfarzten dagegen werden sämtliche Kinder im ersten Lebensalter vorgestellt, und zwar meist in Begleitung der Mütter, wodurch am besten umfangreiche und einwandfreie Resultate über die Ernährungsart der Säuglinge gewonnen werden können. Es wäre zu wünschen, daß alle Impfarzte ihre Aufmerksamkeit auf diesen Gegenstand richten. Dem Vortragenden zeigten die von ihm beobachteten 1081 Fälle, daß die von der Mutter gestillten Kinder konstitutionell bedeutend besser für den Daseinskampf ausgerüstet sind als die künstlich ernährten.

In der Abteilung für Pharmazie (Heilmittellehre) sprach Professor Mittlacher-Wien über die Kultur der Arzneipflanzen. Er zeigte die Vorteile, welche die landwirtschaftliche Kultur bestimmter Arzneipflanzen gegenüber dem Einsammeln wild wachsender Pflanzen haben muß; einerseits würde sich durch ein genaues Studium ergeben, daß man den Gehalt an wirksamen Heilstoffen steigern könnte, was ja bereits Versuche verschiedener Autoren bewiesen haben, und andererseits würde es auch möglich sein, bestimmte Heilpflanzen zu akklimatisieren. Es ist ja bekannt, daß der Mohn und die das Opium liefernde Pflanze identisch sind; während aber unser einheimischer Mohn Opium nicht liefert, ist es bei der in Kleinasien wachsenden Pflanze der Fall. Von Wichtigkeit wäre auch die Kultur der Alpenpflanzen, welche durch das rücksichtslose Vorgehen der Wurzelgräber sehr gefährdet sind; diese wichtigen Pflanzen durch rationelle Kultur zu erhalten, wäre von großer pharmakologischer Bedeutung.

In der Abteilung für Psychiatrie berichtete der Direktor der Provinzialheilanstalt zu Bunzlau, Dr. Reiser, über zwei interessante Krankheitsfälle. Der erste betraf eine 60jährige Frau, deren schwere geistige Erkrankung mit hoher Wahrscheinlichkeit auf

einen vor acht Jahren erfolgten Kreuzotterbiss zurückgeführt werden mußte. Es dürfte das der erste derartige Fall sein, der bekannt geworden ist. Die Krankheitssymptome waren aber solche, wie sie sich in der Regel nur bei Intoxikationen (Vergiftungen) finden und deshalb war der ursächliche Zusammenhang nicht zu bezweifeln, und der Patientin wurde auf Grund des ärztlichen Gutachtens Unfallrente zugebilligt.

Der zweite Fall war dadurch interessant, daß nach einer außerordentlich schweren akuten Geistesstörung jede Erinnerung nicht nur für die Zeit der Krankheit selbst, sondern auch für den der Krankheit unmittelbar vorausgegangenen Zeitabschnitt ausgelöscht war. In geringerer Ausdehnung, für einige Stunden oder auch Tage werden solche zurückgreifenden Amnesien (Gedächtnisverluste) öfter beobachtet; hier aber handelte es sich um einen Zeitabschnitt von über 2½ Jahren, für welchen die Erinnerung völlig verloren blieb.

In der Abteilung für Geographie hielt Prof. Dr. Brückner-Wien einen Vortrag über „Klimaschwankungen und Völkerwanderungen“. Anknüpfend an seine früheren Untersuchungen führte er aus, daß durch ungünstige Witterung und Mangel an Nahrungsmitteln große Massen von Menschen in Bewegung gesetzt wurden. Die feuchten Perioden um 1850 und um 1880 veranlaßten eine starke Auswanderung aus Irland und eine rasche Besiedelung der weiten Steppen des Westens der Vereinigten Staaten. Die nach 1890 einsetzende Trockenheit hat hier einen Rückgang hervorgerufen, der sich in einer Verminderung des besiedelten Gebietes um 15 Proz. in dem Jahrzehnt von 1890 auf 1900 ausdrückt. Nach den Forschungen von Aurel Stein bestanden im alten Tarimbecken in Asien alte Siedelungen an Stellen, wo heute absolute Wasserlosigkeit herrscht. Eine Reihe alter chinesischer Siedelungen, deren Ruinen in der Wüste gefunden worden sind, ging im dritten Jahrhundert zugrunde, später entstanden an ihrer Stelle neue, die im 8. oder 9. Jahrhundert der Wüste erlagen. Der Vortragende meint, daß das Zugrundegehen dieser Siedelungen mit den Völkerwanderungen und mit Klimaschwankungen in Beziehung zu bringen sei; eine einsetzende Trockenperiode trieb die Bewohner der Oasen und Steppen aus den Trockengebieten heraus und veranlaßte sie, in die feuchten peripherischen Gebiete einzufallen.

Kleines feuilleton.

Amüsantes von chinesischen Hochzeiten erzählt Louis de Camully im „Gil Blas“. Die Chinesen verheiraten sich sehr jung und gehorchen bei diesem wichtigen Lebensschritt mit äußerster Sorgfalt den zahlreichen Riten und Zeremonien, die ihnen eine uralte Tradition vorschreibt. Wenn die Eltern ihren Sohn verheiraten wollen, wenden sie sich an eine ganz offiziell eingeführte Persönlichkeit, den Unterhändler, der die Vermittlung übernimmt. Solche Vermittlung ist direkt eine nationale Einrichtung. Hauptsächlich Frauen widmen sich dem Beruf; sie durchstreifen bestimmte Provinzen und Landschaften dabei die Schönheit und die guten Eigenschaften der zahlreichen Mädchen aus. Sie bringen zugleich in diese entfernten Gegenden den guten Geschmack und die neue Mode. Sie lehren die Mädchen, denen sie einen Mann verschaffen wollen, alle Künste der Koletterie, legen ihnen dicke Schichten Schminke auf die Wangen, bringen ihnen bei, die Augenbrauen zu schwärzen und die Lippen rot zu färben, unterweisen sie im Spiel der Gitarre, verstümmeln ihnen die Füße, kurz verleihen ihnen all die physischen und geistigen Eigenschaften, die die Frau eines vornehmen Mannes haben muß. Hat die Vermittlerin die Familien des Bräutigam und der Auserwählten bekannt gemacht, dann empfängt sie die „Badze“ der zukünftigen Eheleute, das sind zwei große rechteckige, rote Papierblätter, auf denen Name, Alter, Geburtsort und Eigenschaften der beiden jungen Leute aufgeschrieben sind. Nun wird ein Wahrsager konsultiert. Er stellt aus dem „Badze“ das Horoskop, berechnet den Einfluß des Mondes und der Planeten und spricht danach das Urteil über die Aussichten auf Eheglück. Trifft alles glücklich zusammen, dann ist das schwierigste Hindernis der Verbindung beseitigt. Wenn sehr am Zustandekommen der Ehe gelegen ist, der lenkt wohl auch durch eine kleine Bestechung das Schicksal der Gestirne zu seinen Günstigen. Aber wehe! Wenn der Wahrsager schlecht gelaunt ist, wenn seine Opiumrauche keine Lust hat, sein Tee schlecht schmeckt oder irgend etwas anderes den heiligen Mann ärgert. Dann findet sich in dem Horoskop des jungen Mädchens ein Wesen, das untrügliche Zeichen von Faulheit, eine kupferne Nase, die leichtsinnigen Charakter anzeigt, ein Gewand aus Hanf, das Vorzeichen eines gewaltsamen Todes. Dann werden alle Verhandlungen abgebrochen. Sind die Vorverhandlungen aber zu glücklichem Ende gediehen, dann erhält die Vermittlerin eine Geldsumme für „Kosten der Erziehung“ und Geschenke. Nun erst werden die beiden Verlobten, die bisher nichts davon wußten, mit dem Heiratsplan bekannt gemacht. Nach alter Sitte muß die Brautmutter der Tochter eine Kuscheur mitgeben, wenn sie keinen Sohn hat; um das zu umgehen, nehmen viele Chinesen eine Waise als Sohn an, um diese Ausgabe zu vermeiden. Unter tausend Höflichkeiten, Komplimenten und zeremoniösen Gebräuchen ist endlich die Sache so weit gediehen, daß der große Tag der Hochzeit herannaht. Beim ersten Hahnenkrei begibt sich der künftige Gatte, von allen männ-

Nähen Verwandten begleitet, nach dem Buddhatemple und stellt vor dem Altar des Gottes seine Geschlechtertafeln auf, um sich die Ahnen gnädig zu stimmen. Dann geht der Zug zur Wohnung der Braut, am hellen Tage von Laternen-trägern begleitet, die eine letzte Erinnerung an den alten Gebrauch der Nachheiraten sind. Im zweiten Hof ihres Hauses erwartet die Verlobte, schwer mit Schmuck beladen, einen Blumenkranz auf dem Haar und unter dem weichen Schleier das Gesicht die geschminkt, die Ankunft des Bräutigams. Der Bräutigam überreicht zunächst dem Schwiegervater eine wilde Ente, die in China das Symbol der Liebe und Treue ist, dann treten sich die beiden neuen Ehegatten zum erstenmal gegenüber, grüßen sich feierlich und knien nieder, um den Himmel und die Erde anzubeten: sie sind nun für ihr Leben vereint. Dann steigt jeder der beiden Angetrauten in eine schön geschmückte Sänfte und nun werden sie in feierlichem Aufzuge durch die Straßen getragen nach ihrem neuen Heim, wobei ihr ganzes Mobiliar hinter ihnen hergeschleppt wird. So wagt eine bunte Fülle von Gegenständen hinter ihnen her, das Brautbett neben einem Vogelkäfig, Kochgeschirre neben Lampen, Stühle und Reisfäde — alles wird mit feierlicher Würde dahergebracht. Vor dem neuen Heim angelangt, schlägt der Gatte mit seinem Fächer gegen die Tür der Sänfte seiner Frau und lädt sie ein, mit ihm das Haus zu betreten, wobei wieder eine Unzahl tiefer Verbeugungen sich vollzieht. Ein kurzes Festmahl wird eingenommen, dann sind die Ehegatten endlich allein. Sie sitzen einander gegenüber, eine Zeitlang im tiefsten Still-schweigen verharrend, wie es die Wohlherzogenheit gebietet, dann erhebt sich der Gatte, verbeugt sich und reicht seiner Frau eine Tasse Tee, aus der beide feierlich ihre Lippen benetzen. Darauf tanzen sie mit langsam gravitätischen Schritten vor dem Altar der Ahnen einen seltsamen Hochzeitstanz, werfen sich dreimal nieder, wobei sie ihre geschlossenen Fäuste in die Luft heben. Endlich wünscht der Gatte höchst ernsthaft seiner neuen Lebensgefährtin eine große Nachkommenschaft. . . . Damit endet die Zeit der Jugend und des frühlichen Mädchentums für die Frau, denn die Ehe bringt Knechtschaft und harte Arbeit.

Die Ableitung des Wortes Brille. Im allgemeinen wird angenommen, daß unser Wort Brille von dem griechischen Ausdruck *Periscope* herzuweisen ist, mit dem ein durchsichtiger Edelstein bezeichnet wurde. Wir haben ja heute noch den *Periscope*. Das griechische *Periscope* findet sich dann im Mittelalter in der Form *Periscope*, *Periscope* und *Periscope*. Diese Herleitung wird, wie Dr. Oppenheimer in der *Zentralzeitung für Optik und Mechanik* mitteilt, von manchen Autoren bestritten, so leitet Professor Stilling das Wort Brille von dem mittelalterlichen *Parillum* her, welches Wort „ein Paar“ bedeutet. Die gleiche Anschauung findet sich auch bei anderen Autoren. Namentlich auch die Zeit des Hans Sachs gebraucht die Worte *Parillum*, *Parillum* und *Parillum* sehr häufig. Außerdem findet sich für das Fahren mit einem Ohrlappspann der Ausdruck „*Brillfahren*“, womit zweifellos die paarweise Spannung bezeichnet ist. Die hölzernen Gestelle am Ende der Deichel, durch welche die Däsen ihre Köpfe stecken, geben im großen das Bild einer Brille. Allerdings ist dagegen einzuwenden, daß derartige Ohrlappspanne wohl schon vor dem Bekanntwerden der Brille in Gebrauch waren, was einen recht ernsten Einwurf gegen diese Herleitung darstellen würde. Bemerkenswert ist, daß wohl im Französischen wie im Englischen das Wort *Brille* ein Pluralis ist. Man sagt stets *lunettes* und *spectacles*.

Hydrographisches.

Von der Beschaffenheit des Rheintwassers. Beiträgen zur hydrochemischen Untersuchung des Rheins und seiner hauptsächlichsten Nebenflüsse von E. Eggers entnimmt der „*Globus*“, daß bis zur Mündung der Thur im Rheintal Bodenseewasser fließt, das nur geringen Schwankungen unterworfen ist. Das Wasser der Thur enthält mehr Kalk und Magnesia als das des Rheins, und zwar sind diese Stoffe fast ganz an Kohlensäure gebunden; Schwefelsäure ist fast gar nicht vorhanden. Die Aare bringt kaum einen Unterschied im Rheintwasser hervor, bis Mannheim führt unser Fluß ein Wasser von fast unveränderter Zusammensetzung, so daß die Zuflüsse an den Mittelgebirgen und den kanalisiertem Ortschaften und industriellen Betrieben einen wesentlichen Einfluß nicht ausüben. Durch den Neckar fällt ein starkes Anwachsen des Rückstandes und der Zahlen für Kalk und Schwefelsäure auf. Die Unterschiede in der chemischen Zusammensetzung des Rheins und Mainwassers sind nicht so groß wie zwischen Neckar und Rhein. Die bei Wingen einmündende, an gelösten Stoffen arme Nahe kann den verdünnenden Einfluß, den sie ausüben müßte, gar nicht zur Geltung bringen, der Rhein hat an der Lorelei an seinem Gehalt an Mineralstoffen sogar zugenommen, wohl durch den Zufluß des Mains. Größere Veränderungen und vorzugsweise eine erhebliche Steigerung des Chlorgehaltes verursacht dann wieder der Zufluß der Mosel, während das Wasser der Lahn unbemerkt im Rhein verschwindet. Den Bodensee verläßt der Rhein in voller Klarheit. Trübungen treten erst ein, wenn sein Wasser das Mündungsgebiet der Thur neu erreicht hat, die bei Anschwellungen recht beträchtliche Mengen von Geschieben, Sand und feinem Schlamm dem Rhein zuführt. Wesentlich verstärkt wird diese Geschiebe- und Schlammführung nach dem Zustromen der

Aare. Bis Mannheim sind die im Rheintwasser enthaltenen schwebenden Stoffe vorwiegend von dem kalkreichen Schlud der Schweizer Flüsse und Flüsse gebildet. Der Neckar bringt suspendierte Stoffe von lehmiger Beschaffenheit, das gleiche gilt vom Main. Vom Main abwärts nehmen die kalkhaltigen Suspensionsstoffe ab, die nun zugeführten suspendierten Teilchen rühren vorwiegend von den Schuttmassen der rheinischen Schiefergebirge her, Eisen und Ton wiegen gegenüber dem Kalk vor. Die Menge der in dem Flußlaufe fortbewegten schwebenden Stoffe beschränkt sich häufig in Uebereinstimmung mit der jeweiligen Höhe des Pegelstandes: je mehr Wasser in dem Strombett vorhanden ist, um so bedeutender ist in der Regel auch die Menge der mitgeführten Sinkstoffe. Außer dem, was von letzteren auf die zerreibende Tätigkeit der im Wasser rollenden Gesteine und Sande zu setzen ist, kommen bei rasch einsetzenden Hochwassern auch die Sedimente in Betracht, die, von früheren Hochfluten herrührend, an den Ufern sich abgesetzt haben und nun, dem Flußlaufe wieder einverleibt, die außerordentlich hohen Zahlen für die suspendierten Stoffe veranlassen.

Aus dem Tierleben.

Neue Forschungen über Aal und Flunder. Der dänische Ausschuss für Meeresforschung hat jetzt eine ganze Reihe von Berichten über seine Tätigkeit während des letzten Jahres veröffentlicht und darin namentlich vorzügliches Material über die Entwicklung der Aale und Plattfische geboten. Der dänische Forschungsdampfer „Thor“ hatte den Erfolg, bei seinen neuen Formen mehr als 500 Larven des gewöhnlichen Aals zu erbeuten, von denen sich 30 in verschiedenen Stadien der Umwandlung befanden. Es ist dabei in Rücksicht zu ziehen, daß man noch vor verhältnismäßig kurzer Zeit die Jugendformen des Aals überhaupt nicht kannte. Nach den Untersuchungen dieser Larven befinden sie sich im Monat Mai auf der niedersten Stufe, während sie im September meist bereits in der Umwandlung begriffen sind. Daraus geht hervor, daß sich die Fortpflanzung des Aals, wie es bei den meisten anderen Fischen der Fall ist, hauptsächlich auf einen bestimmten Teil des Jahres beschränkt. Im September ziehen sich die höher entwickelten Larven auch schon mehr nach der Küste hin, so daß also die Wanderung vom hohen Meere schon während der Metamorphose einsetzt. So die ersten Jugendformen, wie die sogenannten *Glasaale*, sind in mehr südlichen Breiten größer als weiter nördlich, doch scheint mit der Entwicklung der ersten Jugendformen (*Leptocephalen*) zu den *Glasaalen* stets ein Gewichtsverlust verbunden zu sein. Die *Glasaale* haben gewöhnlich nur den dritten Teil des Gewichts der *Leptocephalen*, aus denen sie hervorgehen; ferner ist jetzt ermittelt worden, daß die Larven des Aals jeden Tag Bewegungen im Meer in der Weise ausführen, daß sie zur Nachtzeit näher an die Oberfläche steigen. An manchen Stellen des Meeres sind diese Larven die häufigste Fischform überhaupt, wahrscheinlich weil diese Meeresräume nach Tiefe, Salzgehalt und Temperatur den Ansprüchen der Aale zum Zweck des Laichens am besten entsprechen. Gänzlich unbekannt sind noch immer die Eier und die laichenden erwachsenen Aale, und man kann nur vermuten, daß die Eier in verhältnismäßig großen Meerestiefen umhergeschwimmen. Immerhin besteht die Hoffnung, daß durch die jetzt mit so großem Eifer betriebenen Untersuchungen auch diese Lücken der Kenntnis zur Ausfüllung gelangen werden. Der sogenannte *Conger* ist nach den neuesten Feststellungen eine etwas südlichere Form als der gewöhnliche Aal. Seine Larven gehen nicht über die geographische Breite des Felsens von Rodall im Atlantischen Ozean hinaus, während sich die Larven des gewöhnlichen Aals noch in der Breite der Inselgruppe der Far Der vorfinden. Die Larven des Aals steigen auch tiefer im Meere hinab. Außerdem ist noch ein Tiefseeaal zu unterscheiden, dessen Larven niemals in geringerer Meerestiefe als 100 Meter angetroffen werden, auch nicht nach der Küste hinwandern. Während der Umwandlung sinken die Larven des Tiefseeaals bis zum Meeresboden hinab, wo jetzt voll entwickelte Aale dieser Art in großer Zahl innerhalb eines weiten Raumes des nordöstlichen Atlantischen Ozeans gefunden worden sind. Außerdem gibt es immer noch vier Arten von Aallarven, deren Zugehörigkeit noch nicht sicher festgestellt worden ist. Was die Plattfische und ihren hauptsächlichsten Vertreter, die Scholle oder Flunder betrifft, so ist durch die dänischen Forschungen namentlich die wichtige und viel umstrittene Frage erörtert worden, ob dieser Fisch in der Ostsee überhaupt heimisch ist. In diesem Meeresteil hatte man lange Zeit weder Eier noch Larven noch die ersten Formen der am Boden lebenden ausgewachsenen Fische finden können, und daraus zieht Dr. Petersen den Schluß, daß die Hauptmasse dieser Fische durch die Veste aus dem südlichen Kattegatt nach der Ostsee einwandere. Nunmehr ist es aber gelungen, eine große Zahl von Eiern und gelegentlich auch einige Larven in dem kälteren und salzigen Wasser der Ostsee zu fangen. Außerdem ist man nun auch im eigentlichen Gebiet der Ostsee großer Mengen einjähriger Fische habhaft geworden. Gegenwärtig ist die Forschung, an der sich auch deutsche Sachverständige wesentlich beteiligt haben, bis zur Erkenntnis der Tatsache gediehen, daß zum mindesten ein großer Teil der in der Ostsee vorkommenden Schollen auch in diesem Meeresgebiet ursprünglich heimisch ist.